

Die gelben Perlen [Fortsetzung]

Autor(en): **Rabl, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 52

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649774>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE GELBEN PERLEN

Abenteuerlicher
Roman

von
Hans Rabl

24. Fortsetzung

„Die Tafel“, murmelte Jan und legte unwillkürlich den Arm um die zuckenden Schultern des Mädchens.

„Jawohl, die Tafel! Ein Schulmädcheneinfall, nicht wahr, so nannten Sie's doch? Eine Ausgeburt der Langeweile — mit den liebsten Bibelsprüchen, zum Beispiel von dem tönenden Erz und der klingenden Schelle! Und der brave Mike O'Dwyer, sentimental wie nur je ein Ire, fällt prompt herein —“

„Er hat's Ihnen verraten?“ Betje verzog den Mund zu einer Grimasse. „Er sollte —“

„Was sollte er?“ Er hätte mir die Tafel zeigen sollen; ich wäre Ihnen nicht auf den Leim gegangen. Das ist alles, was er sollte! Oder war er Ihnen etwa mehr verpflichtet als mir?“

Je tiefer Betje von der Gefährlichkeit der Situation überzeugt wurde, um so mehr versteifte sie sich in Trotz und Feindseligkeit. „Habe ich Ihnen versprochen“, fragte sie angreiferisch dagegen, „mich nicht zu rühren? Erinnern Sie sich! Versprochen habe ich Ihnen, zu flüchten, wenn ich irgend könnte; ganz offen habe ich gesagt, Sie hätten keine Schonung von mir zu erwarten. Das hab' ich gehalten. Warum sollte mir nicht jedes Mittel recht sein, mich zu befreien, da Sie mein Feind waren?“

„Das war ich nicht!“ widersprach er.

„Das waren Sie doch. Sie trennten mich von dem Mann, den ich liebe. Sie trennten mich von meinem Leben. Sie waren mein Feind.“

Ray wandte sich ab, tat ein paar Schritte durchs Zimmer, blieb an seinem Arbeitstisch stehen, auf dem ein Plan der neuen Docks von Bombay ausgearbeitet lag, zirkelte mit pedantischer Genauigkeit die Länge des Beckens ab, legte das Instrument wieder fort. Als er von neuem zu sprechen begann, war er sehr ruhig. „Das war meine Rechnung mit Ihnen, Fräulein Swarth. Aber auch für Sie, Kapitän, habe ich ein paar Posten. Meine Meinung darüber, dass Sie sich mit dem Intelligence Service zusammengetan haben, kennen Sie. In Ihrem Eifer haben Sie es fertiggebracht, bei Nacht den Eingang meiner Bucht zu entdecken. Dabei muss Ihnen der Teufel geholfen haben. Sie waren so verdammt schlau, den Schoner an eine Stelle zu legen, an der ich ihn nicht erreichen kann, und alle ändern, wo es möglich wäre, zu vermeiden. Sie haben versucht, mich von meinen Leuten zu trennen — o ja“, als Jan widersprechen wollte, wurde Ray wieder schärfer, „das haben Sie! Sie glaubten, Sie könnten mich überrumpeln, könnten mich bei meiner Liebe zu meinen Leuten packen, mich dazu bringen, dass ich mich im ersten Schrecken Ihnen und Ihrem famosen Hauptmann Brodie selbst überlieferte! Sagen Sie mir, waren Sie es nicht auch, der verhinderte, dass ich vom Auslaufen Ihres Schoners benachrichtigt wurde? Ich glaube nicht, dass mein Vertrauensmann in Ambon das nicht erfahren hat. Wie brachten Sie es fertig? Haben Sie ihn getötet —?“

„Nein“, antwortete Jan, gewiss, dass der Auftritt ein böses Ende nehmen würde, und entschlossen, nicht zurück-

zuweichen. „Nur die Taube, die die Nachricht trug, liess ich töten. Natürlich so, dass Ihr Herr Takkur es nicht bemerkte und meinen musste, sie sei richtig angekommen.“

„Gut gemacht“, lobte Ray verbissen. „Aber es ist gar nichts gegen die geniale Art, in der Sie Verrat und Mord auf meine Insel geschmuggelt haben. Takkur haben Sie nicht anzurühren gewagt, aus Furcht vor der Polizei von Ambon. Meinen armen Bhupati aber schützte keine Polizei, den konnte man beiseiteschaffen. Man musste es sogar, da er die Einfahrt zur Bucht bewachte, nicht wahr? Man musste auch Dajaker auf meine Insel bringen, musste meinen braven, beschränkten Eingeborenen die Köpfe verdrehen, bis sie sich von mir abwandten. Sie glauben tatsächlich diesem schönen Halunken — ich nehme an, er stammt aus Java — dass er ein Göttersprössling sei. Sie gehorchen seinem Befehl, dem Zauberschiff, das er hergesandt hat, beim Kampf gegen meine Leute und mich zu helfen. Genial, wahrhaftig! Stammt das aus Ihrem Kopf?“

„Ich verstehe nicht“, sagte Jan erschrocken und verwirrt. „Was ist das?“

„Das ist die neueste Neuigkeit, Kapitän! Während Sie hier liebelten, brachte O'Dwyer sie mir, und dabei gestand er mir auch die Tafelgeschichte. Wollen Sie es leugnen?“

Mit einem Schlag erhellten sich Jans Zusammenhänge, die er bisher nicht durchschaut hatte. Das also hatten Brodie und der Javaner ausgeheckt! Das war die Aufgabe, die der Braune auf der Insel zu lösen hatte, um deretwegen er nicht wieder auf den Schoner gekommen, und das war der Tote, dem Jan in der letzten Nacht begegnet war.

„Sie sind so schweigsam geworden, Kapitän“, höhnte Ray. „Sie sind gar nicht stolz auf Ihren Erfolg? Sie und Hauptmann Brodie, Sie haben ganz richtig gerechnet: solange die Malaien der Insel auf meiner Seite waren, brauchte ich mich in keinen Kampf mit euren dajakischen Mordbuben einzulassen, brauchte nur ins Innere der Insel auszuweichen; folgte ihr, so wurdet ihr aufgerieben. Jetzt habt ihr die Lage umgekehrt; ich kann den Rückzug ins Innere nicht mehr versuchen: jeden von uns brächten die Malaien um, die euer sogenannter Gott wildgemacht hat. Ich kann nur hierbleiben und mich wehrlos euren Granaten aussetzen, oder versuchen, mit meinem Schnellkreuzer an euch vorbei durchzubrechen. In der Enge selbst könnt ihr ja nicht ankern; die Natur wenigstens ist mir treu geblieben. Ihr hofft, auch so werdet ihr mich zusammenschossen können. Ist's so?“

Jan straffte sich. „Schade, dass es zwecklos ist, Herr Ray, Ihnen mein Wort anzubieten: Darauf, dass ich bis zuletzt nicht wusste, was der eigentliche Grund von Brodies Fahrt war. Weil er bei mir Muschelschalen mit gelbem Perlmutter sah, aus der Lagune drüben, schlug er mir vor, auf Halbpant eine Suchexpedition zu unternehmen, und ich nahm an, weil ich hoffte, Betjes Spur zu finden. Und erst recht natürlich mein Wort darauf, dass ich keine Ahnung davon hatte, was Tuku Negoro hier trieb.“

Rays Gesicht erstarrte. „Tuku Negoro?“ wiederholte er langsam. „Das ist der reue Gott? Wahrhaftig, das hätten

Sie mir nicht verraten sollen, Kapitän. Ich war einen Augenblick versucht, Ihnen zu glauben. Sogar, dass Sie nicht gewusst hätten, welcher heillosen Organisation Brodie dient. Doch wer Tuku Negoro ist, müssen Sie gewusst haben. Und wer sich mit diesem Ausruf zusammentut, hat sich selbst gerichtet.“

Langsam liess er sich in seinen Schreibessel sinken; seine Glieder entspannten sich. „Ehe Mike O'Dwyer mir Bhupatis Tod berichtete und den Verrat durch die Tafel, hatte ich erwogen, sie beide hier zurückzulassen und den Durchbruch zu wagen — ich habe keine Zeit, mich von Brodie belagern zu lassen, und die Bank ist fast leer. Ich dachte dabei, die Eingeborenen würden Ihnen freundlich begegnen, und wenn nicht ‚Texas Girl‘, würde ein anderes Schiff Sie zurück nach Ambon bringen. Inzwischen hätten Sie“, er lächelte böse, „in dem verlassenen Haus wundervolle Flitterwochen verbringen können. Jetzt aber sieht's anders aus. Sie beide sind verantwortlich für das, was hier gespielt wird. Sie beide habe ich in der Hand. Und ich werde —.“

In Jans Faust blinkte der schwere Revolver, den er aus dem verborgenen Halfter gerissen hatte. „Sie werden nichts mehr, scheint mir“, stiess er unterdrückt hervor und legte an.

Ray rührte sich nicht. „Wie Sie meinen —“, sagte er nach einer kleinen Pause. „Nur würde ich Ihnen raten, Fräulein Swarth vorher eine kleine Kugel zu gönnen. Ich glaube nicht, dass O'Dwyer meine Inder hindern könnte oder wollte, meinen Tod in der Weise zu rächen, die sie vom Intelligence Service gelernt haben.“

In Jans Gesicht brannte helle Verzweiflung. Kraftlos liess er den Arm mit der Waffe sinken. Dann fühlte er, wie sich in seine freie Hand, seltsam kühl und ruhig, die Betjes schob: „Komm, Jan“, sagte das Mädchen leise, „wir wollen gehen.“

„Wohin?“ murmelte er.

„Irgendwohin, wo man tötet, ohne zu spotten.“ Ihre Stimme steigerte sich langsam, bis sie klingend, ohne Schrei noch Missklang, den Raum ganz erfüllte. „Diesen kalten Hohn hier ertrag' ich nicht mehr. Ich ertrag's nicht, dich so abgeurteilt zu sehen, dich, der alles, was er tat, aus Liebe zu mir getan hat und im besten Glauben, der, weil er nur Liebe dachte und nichts als Liebe, für eine Weile die Gemeinheit der Welt vergass — abgeurteilt von einem Menschen, der kein Gefühl hat, der nicht weiss, was Liebe ist, der selbst seine revolutionären Gedanken aus anderer Leute Büchern

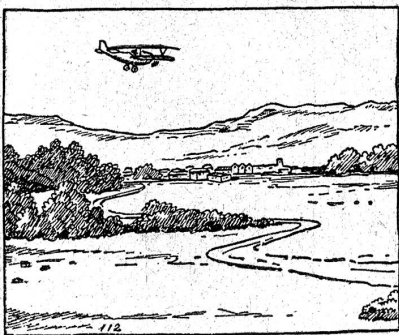
zusammengelernt hat, weil er sie zu empfinden nicht fähig ist. Weit besser“, sie schauerte zusammen, doch ihre Stimme blieb fest, „weit besser, von den Kopfgängern da draussen getötet zu werden, den armen Teufeln, die er verdorben hat, indem er ihnen ihre Boote abkaufte, ihnen das Meer, das ihr Leben ist, verwehrte, sie mit Konserven fütterte, da sie nicht mehr fischen durften, sie faul und dumm und liederlich machte, nur um zu verhindern, dass sie etwa mit Leuten anderer Inseln zusammenkämen und ihnen erzählten, wer hier sei — weit besser das!“ Sie presste heftig Jans Hand. „Komm, Lieber“, sagte sie noch einmal ganz leise, „wir wollen gehen.“

Vom Schreibtisch, den sie, die Augen fest auf Jans blases, langsam sich härtendes Gesicht gehettet, nicht sah, kam ein leiser, stöhnender Atemzug. Sie hörte Rays Stimme und erkannte sie doch kaum wieder; es war die Stimme eines erschütterten und aufgewühlten Menschen, dessen Bestes rücksichtslos angezweifelt, in Frage gestellt wurde. „Sie urteilen sehr rasch, Fräulein Swarth“, sagte Ray, „sehr rasch und sehr ungerecht. Vielleicht könnte ich Ihnen sagen, dass ich mir meine revolutionären Gedanken nicht angelesen habe, sondern angelitten. Vielleicht könnte ich Ihnen sagen, dass es in eben der indischen Fürstenkammer, die ich habe in die Luft sprengen wollen, einen Sessel gibt, der leer steht, weil sein Besitzer ihn verschmäht. Ich könnte Ihnen die Geschichte eines Fürstentums in Pandschab erzählen, klein und unbedeutend zwar, doch blühend wie kaum ein zweites in Indien — weil der Fürst sich bemühte, und nicht ohne Erfolg, es nicht auszubeuten, sondern zu entwickeln. Er schämte sich nicht, vom Westen jede technische Hilfe anzunehmen, doch er verweigerte ihm den politischen Einfluss und seinem ausbeuterischen Kapital den Eintritt. Es kam dahin, dass viele Inder zueinander sprachen: geht und seht, wie unser Land gedeihen könnte, und ohne die Herrschaft der Fremden; die sprechen viel von Entwicklung und sorgen in Wahrheit dafür, dass wir arm bleiben und dumm wie zuvor, damit wir weiter ausgepresst werden können — geht dorthin und seht! Dann aber kam eine Seuche über das Land, hereingetragen aus verelendeten Bezirken, und nachher strömten von allen Seiten Sendlinge des Intelligence Service in das Fürstentum und predigten, das komme davon, dass man sich der Hilfe Bombays verschliesse; Bombay habe gar zu gern raten und retten wollen, der starrköpfige Fürst aber habe jede Hilfe abgelehnt.“

(Fortsetzung folgt)

Karlchen Krauseminze kommt zu einer Erbschaft

von G. Th. Roiman
Nachdruck verboten
20. Fortsetzung



112. Herr Krauseminze lachte etwas sauer-süß. Alle stiegen sie nun aber möglichst schnell ein, die Maschine erhob sich bald wieder und noch am selben Tage zeigte sich... Neuseeland unter ihnen! Sie konnten sogar den Dampf der heißen Quellen wahrnehmen, an denen Neuseeland so reich ist.



113. Es währte nun nicht lange mehr, so sassen sie im Sprechzimmer des neuseeländischen Notars, der noch dicker war als sein holländischer Kollege. «Wo sich das Gold befindet, weiss ich nicht», sagte er. «Ihr Bruder hat seinem Testament diese Terrainskizze beigelegt; sie entbehrt aber jede Andeutung, wo sich das skizzierte Terrain befindet!»



114. «Offenbar befürchtete Ihr Bruder, Unberechtigte möchten das Gold finden, aber nun werden auch Sie Mühe haben, es zu finden! «Nun, das war ja eine schöne Bescherung! Als sie draussen waren, besahen sie sich die Karte von allen Seiten, blieben aber so klug wie zuvor. «Wir wollen zuerst die Südsinsel absuchen», sagte der Pilot; «dort wird das meiste Gold gefunden».